

LILY CATTENS

THE  
DARK  
BETWEEN  
US

ONE TRUTH  
ONE CHOICE  
ONE LOVE

GEDANKENREICH VERLAG

GedankenReich Verlag  
N. Reichow  
Neumarkstraße 31  
44359 Dortmund  
info@gedankenreich-verlag.de  
www.gedankenreich-verlag.de

**THE DARK BETWEEN US**

*Text* © Lily Cattens, 2025  
*Cover & Umschlaggestaltung:* Phantasmal Image  
*Lektorat/Korrektorat:* Teja Ciolczyk  
*Satz & Layout:* Phantasmal Image  
*Covergrafik* © shutterstock  
*Innengrafiken* © shutterstock  
*Druck:* Druk książek  
ul. Hurtowa 21  
15-399 Białystok (Polen)  
bok@druk-24h.com.pl

**ISBN 978-3-98792-128-5**

© GedankenReich Verlag, 2026  
Alle Rechte vorbehalten.

Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor,  
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Dies ist eine fiktive Geschichte.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen  
sind zufällig und nicht beabsichtigt.



LILY CATTENS

THE  
DARK  
BETWEEN  
US

ONE TRUTH  
ONE CHOICE  
ONE LOVE

GEDANKEN &  
REICH



Für alle,  
die sich schon  
einmal falsch gefühlt haben.  
Ihr seid genau richtig.



# Kapitel 1

# BIS ZUM LETZTEN GLOCKENSCHLAG

*Bennett*

Vor dem Haus der Cottenhams springe ich aus meiner Kutsche. Es hat jetzt schon viel zu lange gedauert, bis ich zu Melody fahren konnte, ich will keine weitere Sekunde verschwenden. Jede Minute ist gezählt.

Noch immer prasselt der Regen unaufhaltsam vom Himmel, mehrfach habe ich auf dem Weg hierher die Luft angehalten, in der Hoffnung, dass die Kutsche nicht in einem Schlagloch im Schlamm stecken bleibt. Nun ist sie so nah vor dem Vordach des Einganges geparkt, dass ich mit einem großen Schritt im Trockenen stehe.

Mehrfach habe ich in den vergangenen Stunden mit mir debattiert, ob ich diese Sache nicht einfach auf morgen verschieben und zu Melody fahren sollte. Was mich abgehalten hat, war die Tatsache, dass dann eine arme Bauernfamilie ohne Haus und Einkommen dagestanden hätte. Ich weiß nicht, wie es dazu hatte kommen können, aber es gab die Anordnung, dass man durch das von ihnen gepachtete Feld eine Straße bauen würde und die Arbeiten dazu sollen jeden Moment beginnen. Hätte ich also nicht sofort den Boten zurückgeschickt, wäre es zu spät gewesen. Das Feld ist in meinem Besitz, die Familie hat es gepachtet. Ich weiß jedoch mit großer Sicherheit,

dass ich keinem Bau einer Straße dort zugestimmt habe. Ich kann nicht einmal den Sinn dieses Vorhabens erkennen.

Abgesehen davon, dass ich die Familie schon lange kenne und es mir persönlich wichtig ist, dass sie nicht ihrer Existenz beraubt wird, war es auch der Gedanke an Melody, der mich abgehalten hat, es aufzuschieben. Irgendetwas sagte mir, dass sie ziemlich enttäuscht von mir gewesen wäre.

Aber jetzt bin ich hier und es wird Zeit, endlich das zu tun, was ich bereits vor Monaten hätte tun sollen. Ich habe ihr nie gesagt, dass ich sie liebe, weil ich dachte, es wäre egoistisch. Dass es so wirken würde, als würde ich es nur sagen, damit sie bleibt. Doch sie sollte wissen, dass ich sie liebe. Melody kann so unsicher sein, was sie selbst angeht. Was ist, wenn es die Worte sind, die einen Unterschied machen würden? Was ist, wenn ich es ihr nie sage und es die eine Sache gewesen wäre, die sie zum Bleiben bewogen hätte?

Ich betätige den Türklopfer, nur wenige Sekunden später wird mir geöffnet. Doch es ist nicht der Butler der Cottenhams, der vor mir steht, sondern die Countess persönlich.

»Euer Gnaden«, sagt sie außer Atem.

Verwirrt ziehe ich leicht die Brauen zusammen. So habe ich sie noch nie gesehen. Einzelne Strähnen hängen aus ihrer Hochsteckfrisur und ihre Wangen sind gerötet. Vermutlich denkt sie das Gleiche von mir. Mich hat sie sehr sicher auch noch nie so gesehen. Meine Haare müssen zusätzlich zur Nässe fürchterlich verstrubbelt sein, so häufig, wie ich mir mit den Fingern hindurchgefahren bin, und mein Gehrock wirft Falten.

Zu nervös und aufgewühlt, um irgendeine Etikette einzuhalten, platze ich heraus: »Ich muss mit ihr sprechen!«

Die Countess fragt nicht, wen ich meine, doch ihr Ausdruck fällt in sich zusammen und wird schmerz erfüllt.

»Sie ist weg, Euer Gnaden.«

»Weg? Wohin?« Das kann nicht sein. Sie kann nicht gegangen sein. Sie hat mir versprochen, sich zu verabschieden. Sie *kann* nicht weg sein! Es sind noch mehrere Stunden, bis es überhaupt vierundzwanzig Uhr ist. Und dann hat sie noch Zeit. Sie hat den ganzen Tag Zeit.

»Sie ist ... sie ist gegangen«, flüstert sie, sodass ich sie nur schwer verstehen kann. Dennoch hallen ihre Worte so laut in meinen Ohren wider, als hätte sie geschrien.

»Nein!«, erwidere ich bestimmt, als könne ich aus purer Willenskraft die Realität ändern.

Ihre Augen werden glasig. »Ich hatte gehofft, sie ist zu Ihnen gegangen.«

»Wie meinen Sie das? Wo ist sie?«

»Wir wissen es nicht. Lord Cottenham sucht sie bereits, aber er ist noch nicht zurückgekehrt. Wir haben auch einige Bedienstete losgeschickt.« Ein Schluchzen dringt aus ihrer Kehle. »Es gab ... es gab ein Missverständnis. Nein, kein Missverständnis, es ist etwas geschehen und Melody ... O Gott, das ist alles so fürchterlich schiefgelaufen!«

Ich kann ihr nicht folgen, aber mein Herz schlägt immer schneller und der Kloß in meinem Hals schwillt zunehmend an. »Melody würde nicht einfach weggehen.«

In ihren Augen schwimmen die Tränen. »Es ist ... Kommen Sie herein, Euer Gnaden. Da gibt es etwas, was Sie sehen sollten.«

Ich zögere. Wenn ich reinkomme, verliere ich wertvolle Zeit, in der ich Melody finden könnte. In der ich sie wenigstens ein

letztes Mal sehen könnte. Aber etwas am Blick der Countess sagt mir, dass es wichtig ist. Dass mir entscheidende Informationen fehlen, um überhaupt eine Chance zu haben, Melody zu finden.

Sie läuft in einen Raum, vermutlich Lord Cottenhams Arbeitszimmer. Mit zitternden Fingern greift sie nach einem Papier, das an der oberen Seite eingerissen ist und so aussieht, als hätte es jemand mit der Hand zerknüllt.

»Euer Gnaden, sie hat das gefunden. Wir wissen nicht wo, aber sie hatte es in der Hand und ... ich befürchte, sie könnte es falsch aufgefasst haben.«

Ein unangenehmes Ziehen macht sich in meiner Magen-  
gegend breit. Ich habe keine Ahnung, was ich da gerade von der Countess entgegennehme, aber allein ihr bekümmertes Blick reicht, um vom Schlimmsten auszugehen.

*Dank der großzügigen Hilfe des Duke of Rochesters konnte der Rat wichtige Erkenntnisse gewinnen. Vermutlich könnte man es als weiteren Meilenstein unserer Arbeit betrachten, ohne ihn würden wir noch ganz am Anfang stehen. Es ist eine große Ehre, dass der Duke of Rochester Teil des Rates der Zeitreis...*

Weiter lese ich nicht. Das, was ich gesehen habe, genügt, um zu wissen, dass es eine absolute Katastrophe ist. Melody denkt, ich hätte sie hintergangen.

»Es geht nicht um mich«, sage ich tonlos zu Lady Cottenham.

Sie seufzt traurig. »Ich weiß, Euer Gnaden. Aber leider gab es noch einen weiteren Vorfall, sodass wir es bei ihr nicht richtigstellen konnten. Im Gegenteil, wir haben das Schreiben erst gesehen, als es bereits zu spät und sie fort war.«

»Ich muss sie suchen. Wissen Sie, in welche Richtung sie gelaufen ist?«

»Nein, durch den Regen ... Es ging alles so schnell. Sie hat sich zunächst auf ihr Zimmer zurückgezogen. Wir wollten ihr kurz Zeit geben, aber dann ist sie aus dem Haus gestürmt.«

Ich werfe das Papier auf den Schreibtisch des Earls, wo es kurz die Kante streift und dann auf den Boden segelt. Doch weder die Countess noch ich machen uns die Mühe, es aufzuheben.

Ich will mich gerade zum Gehen wenden, da ruft sie: »Warten Sie!«

Ungehalten sehe ich sie an. »Ich habe genug Zeit verloren. Ich werde sie finden, und wenn ich jeden Stein in London umdrehen muss.«

»Es gibt da noch etwas –«

»Hilft es mir, Melody schneller zu finden?«, unterbreche ich sie ungehalten. Sie schüttelt den Kopf. »Dann verzeiht mir, dass ich darauf jetzt nicht warten kann.«

Dieses Mal hält sie mich nicht auf. Ich weiß nicht, ob sie mir zur Eingangstür folgt, es ist auch egal. Ich warte nicht darauf, dass der Butler kommt und mir öffnet. Ich stürze hinaus zu der auf mich wartenden Kutsche.

»Fahr los!«, weise ich den Kutscher an und springe hinein.

»Wohin darf ich Sie bringen, Euer Gnaden?«

Blanke Angst kriecht mir den Nacken hoch. Ein Donnerrollen ertönt in der Ferne. »Fahr ... fahr los und halte erst an, wenn ich es sage.«



Ich war bei Lady Wisbech, aber sie hat Melody nicht gesehen. Damit habe ich meinen einzigen Anhaltspunkt verloren. Mir ist keine andere Person bekannt, mit der sich Melody so gut

versteht, dass sie dort Zuflucht suchen würde. Danach bin ich nach Hause geeilt, wo ich wieder enttäuscht wurde. Ich hatte die naive Hoffnung, dass Melody vielleicht doch noch zu mir kommen würde. Dass sie wenigstens eine Erklärung verlangen würde für das, was sie gefunden hat. Aber sie war nicht da.

Mittlerweile habe ich die Kutsche gegen mein Pferd ausgetauscht. Ich werde jetzt zwar komplett durchnässt, bin jedoch bedeutend schneller unterwegs.

Das fuchsfarbene Fell meines Englischen Vollbluts sieht durch den Regen dunkler aus, seine Hufe klappern auf dem harten Boden. Die Dunkelheit ist mittlerweile über London hereingebrochen, was die Suche nicht einfacher gestaltet. Jedes Mal, wenn Geräusche aus einer der Gassen ertönen, lege ich die Hand auf die Waffe, die an meinem Gürtel steckt, um sie zur Not ziehen zu können.

In einer Stadt, die so groß ist wie London, grenzt es nahezu an einer Unmöglichkeit, jemanden zu finden, der nicht gefunden werden will. Zumindest in so kurzer Zeit und ohne Hinweis auf dessen Verbleib. Ich kann nur hoffen, dass Melody nicht so unvernünftig war, sich bei Dunkelheit allein in dieses Armenviertel vorzukämpfen. Es gleicht einem Wunder, dass sie bei ihrer Ankunft vor einem Jahr dort unbeschadet herausgekommen ist, das Glück ein zweites Mal herauszufordern, wäre einfach nur töricht.

Ich habe in der Umgebung des Hauses der Cottenhams alles abgeritten. Wenn sie noch in der Nähe ist, dann versteckt sie sich in einem der Häuser. Aber dort werde ich sie nicht finden. Vielleicht ist es hoffnungslos, aber ich werde nicht aufgeben, bis der letzte Glockenschlag verklungen ist.

# Kapitel 2

## ABSCHIED AUF EWIG

*Bennett*



Durchnässt stehe ich dem Earl und der Countess of Cottenham gegenüber. Der Earl sieht nicht besser aus als ich. Auch er hat die vergangenen Stunden draußen verbracht, um nach Melody zu suchen. Genau wie unzählige unserer Diener.

Er schüttelt den Kopf und atmet seufzend aus. »Das alles ist eine Tragödie. Sie hätte es nie so erfahren dürfen.«

»Was erfahren?«, bohre ich nach.

Vorhin wollte ich es nicht hören, weil ich keine Zeit für irgendetwas hatte, was mir nicht helfen würde, Melody zu finden. Aber da sich die Suche als komplett aussichtslos herausgestellt hat, nehme ich alles an Informationen, was ich bekommen kann. Vielleicht bin ich jetzt auch einfach so verzweifelt, dass ich mich an etwas klammern muss, das mir sagt, dass sie noch irgendwo dort draußen ist.

»Das ist eine Geschichte, die Ihnen eigentlich Melody erzählen sollte, Euer Gnaden.«

»Nun, wie es aussieht, wird es dazu nicht mehr kommen«, fahre ich ihn an.

Er zuckt zusammen und auch die Countess sieht betroffen auf den Boden. Es ist normalerweise nicht meine Art, aber wenn sie dazu beigetragen haben, dass ich Melody nicht einmal Lebewohl sagen kann, weiß ich nicht, wie ich ihnen das jemals verzeihen soll.

»Melodys Geschichte und unsere Geschichte ist mehr miteinander verbunden, als wir ihr bisher gesagt haben«, flüstert Lady Cottenham.

Verwirrt ziehe ich die Brauen zusammen. »Wie meinen Sie das?«

»Ihr Vater ... er war hier.«

»Hier? Er ... Der Vater, von dem sie denkt, dass er umgekommen ist?«

Sie nickt.

Entsetzt sehe ich sie an. »Er ist auch in der Zeit gereist.«

»Ja«, haucht sie. »Er ist in der Zeit gereist und nicht zurückgekehrt.«

Nicht zurückgekehrt ... Aber heißt das, er ist hier? Ist es das, was Melody erfahren hat? Nur wieso würde sie dann weglaufen?

Unglücklich schüttelt der Earl den Kopf. »Er nahm immer an, seine Tochter würde dereinst auch in der Zeit reisen. Er hat uns auf seinem Totenbett schwören lassen, dass wir auf sie aufpassen und ihr niemals verraten, dass er ... dass er hier war.«

Nur langsam kommen seine Worte bei mir an. Seinem Totenbett. Er ist tot. Melody hat ihren Vater ein zweites Mal verloren.

»Sie ist noch hier.« Der Earl klingt, als müsse er sich selbst überzeugen. »Es würde an Selbstmord grenzen, zu dieser Stunde in die Slums zu gehen. Erst recht als Frau.«

Kalte Angst schnürt mir die Brust zu. Es ist Selbstmord. Aber weiß Melody das? Was ist, wenn sie dorthin gegangen ist und nicht realisiert hat, in was für eine Gefahr sie sich begibt?

»Hat einer der Bediensteten etwas gefunden?«

Der Earl schüttelt den Kopf, womit ich schon gerechnet habe. Trotzdem ist es die nächste Enttäuschung, die mich niederdrückt.

»Ich gehe in die Slums.« Entschlossen will ich mich umgehend aufmachen.

»Warten Sie!«, ruft mich der Earl. »Euer Gnaden, bitte. Das ist nicht nur für Melody Selbstmord, sondern auch für sie. Wir müssen bis zum Morgen warten. Selbst da ist es noch gefährlich genug.«

»Und was ist, wenn wir dann zu spät kommen? Was ist, wenn wir ihr noch hätten helfen können?«, entfährt es mir knurrend.

»Sie ist jetzt vielleicht wütend, aber sie würde das nicht wollen. Es ist noch nicht einmal zwölf Uhr. Sie kann nicht weg und es ergibt auch keinen Sinn, warum sie in der Nacht gehen sollte. Sie wird auf den Tagesanbruch warten. Das ist das einzig Rationale.«

Verzweifelt lasse ich mich mit der Schulter gegen die Eingangstür sinken. Ich fühle mich ausgelaugt und erschöpft. Die Stunden im Regen haben an meinen Kräften gezerrt, aber nicht annähernd so sehr, wie die blanke Angst, sie nie wiederzusehen. Nicht nur habe ich ihr nie gesagt, dass ich sie liebe, sondern sie denkt jetzt auch noch, dass ich sie belogen hätte.

Ich hätte den Boten vorhin wegschicken sollen. Das alles wäre nie passiert, wenn sie einfach bei mir geblieben wäre. Sie hätte nicht dieses irreführende Schreiben gefunden, hätte nicht die Cottenhams bei einem Gespräch überrascht, das nicht für ihre Ohren bestimmt war. Sie wäre nicht wegge-  
laufen.

Immer mehr trifft mich die Gewissheit, dass ich Melody nie wieder sehen werde, sollte sie sich nicht entscheiden, noch einmal zu mir zurückzukommen. Ich verstehe, dass sie geschockt war, aber sie muss doch irgendwo in ihrem Innern wissen, dass ich sie nicht belügen würde. Sie wollte mir vorhin irgendetwas sagen, aber jetzt werde ich wohl nie erfahren, was es gewesen ist. Bloß habe ich das Gefühl, dass es wichtig gewesen wäre.

Lord Cottenham räuspert sich. »Lassen Sie uns alle etwas Ruhe finden und morgen suchen wir weiter nach ihr. Vielleicht haben wir dann zumindest das Glück, dass dieser vermaledeite Regen aufgehört hat.«

Ich protestiere nicht, auch wenn mir klar ist, dass ich heute Nacht keine Ruhe finden werde.

»Haben Sie die Gasthäuser abgesucht?«, frage ich den Earl.

»Ja, aber niemand hat sie gesehen.«

Ich nicke. Das war auch mein Ergebnis. Aber vielleicht haben wir eines übersehen. Es gibt einfach zu viele davon. Oder Lord Cottenham hat unrecht. Es mag nach Selbstmord aussehen, insbesondere bei Dunkelheit, in die Londoner Slums zu gehen, aber sie verfügt über die finanziellen Mittel, entsprechende Männer für ihren Schutz zu bezahlen. Sie könnte sich von einer Droschke dort hingebracht haben lassen. Bei entsprechender finanzieller Entlohnung lässt sich fast für alles jemand finden.

Vielleicht hat sie auch den Wirt im Gasthaus für sein Schweigen bezahlt. Das Gute ist nur, dass diese Menschen immer nach dem höchsten Bieter gehen, ich muss ihnen schlicht eine höhere Summe bieten.

»Ich versuche es noch einmal bei den Gasthäusern.«

»Sind Sie sicher, Euer Gnaden?«

Die beiden wechseln einen Blick. Mir ist bewusst, wie das auf sie wirken muss. Aber wie kann ich aufgeben, wenn Melody alles für mich ist?

»Was bleibt mir sonst zu tun, außer untätig herumzusitzen?«

»Ich komme mit Ihnen.«

Ich schüttele den Kopf. »Es reicht, wenn sich einer von uns in den Regen stürzt.«

Er wird sich noch den Tod holen, wenn er sich weiterhin dieser Kälte aussetzt. Schon jetzt zittern seine Hände und seine Lippen sind blau angelaufen.

Lady Cottenham tritt einen Schritt auf mich zu. »Sie wird nicht zu uns zurückkommen wollen. Aber falls Sie sie finden ... Könnten Sie ihr ausrichten, dass wir ... dass wir sie lieben?«

Ich schlucke schwer.

*Falls ... falls ich sie finde.*

»Ja, lassen Sie uns einfach alle das Beste hoffen.« Mit diesen Worten drehe ich mich um und gehe durch die Tür. Draußen erwartet mich das gleiche elendige Wetter wie schon den ganzen Abend.

Ich greife nach den Zügeln meines Hengstes, den ich draußen angebunden habe. Eine Kirchturmglöcke ertönt und ich erstarre in der Bewegung. Sie schlägt Mitternacht.

Kälte durchströmt mich. Mein Hals schnürt sich zu und meine Brust schmerzt so sehr, dass ich schreien will. Für einige Sekunden schließe ich die Augen, weil ich diese Leere nicht mehr ertrage. Der 15. April ist angebrochen. Jede Sekunde könnte sie den Schritt in ihre Zeit machen.

Melodys Gesicht erscheint. Ihre grünen Augen, die mich ansehen und so voller Wärme und Zuneigung sind, ihre vollen Lippen, die leicht offenstehen, als wollte sie, dass ich sie küsse, und dann höre ich ihr Lachen. Es klingt so leicht und gelöst. Ein Geräusch, das ich immer geliebt habe, als würden in diesem Moment alle Sorgen verschwinden.

Ich schlage die Augen auf. In meinen Gedanken sehe ich sie dort stehen. Sie dreht sich zu mir um und lächelt mich an, als würde sie mir sagen wollen, dass ich zu ihr kommen soll.

Leise wispere ich zu ihr: »Ich hoffe, dass du alles bekommen wirst, was du dir wünschst und dass du glücklich wirst. Dass du endlich den Ort findest, an dem du zu Hause sein kannst.«





## Kapitel 3

# GRÄBER

*Melody*

Ein imposantes Gebäude ragt vor mir auf. Das Wohnhaus des Dukes of Rochester steht dort, unerschütterlich durch sämtliche Zeit. Der Bach plätschert unter der Brücke, die zu dem großen Wendekreis vor dem Eingang führt, und die Fassade erstrahlt in glänzendem Weiß.

Doch es ist falsch. So vieles hieran ist falsch.

Statt des Geklappers von Hufen höre ich das Rauschen der Autos, eine Hupe in der Ferne, irgendwo erklingt der Ton eines Handys.

Mit Tränen in den Augen laufe ich auf den Eingang zu, vor dem eine schwarze Limousine parkt, aus der ein Hotelpage gerade die Koffer seiner Gäste lädt. Eine Frau mit hohen Absätzen steigt aus, sieht sich um und zieht ihren teuer aussehenden Mantel enger um sich. Ihr blondes Haar weht im Wind.

Ich sehe an mir hinunter. Eine enge blaue Jeans legt sich um meine Beine und an meinen Füßen trage ich weiße Sneaker. Das letzte Mal, als ich hier stand, war es noch ein dunkelblaues Kleid, dessen Rock über den Boden geschliffen ist. An meinem Handgelenk hängt kein diamantenüberzogenes Armband, sondern ein zusammengezogener Schirm. Meine Haare sind nicht um mein Gesicht herumgeweht, sondern waren von Madison zu einer kunstvollen Frisur zusammengesteckt. Ich hatte gerade von Bennett die Kette geschenkt bekommen.

Tastend suche ich danach und fühle das kühle Material der Katze, die an meinem Dekolleté liegt. Ich schluchze leise auf.

Bennett.

»Ist alles in Ordnung, Miss?«, fragt mich eine Stimme von der Seite.

Da entdecke ich erst den Gärtner, der gerade dabei ist, die Hecke zu stutzen, die das Grundstück von der Straße abgrenzt. Sie war damals noch nicht da. Früher gab es hier keine Hecke, die verhinderte, dass man zu dem Bach kommen konnte.

»Ich befürchte, ich habe nur etwas ins Auge bekommen«, erwidere ich und wische mir schnell die Tränen weg, die über meine Wange laufen.

Wenn er noch etwas sagt, höre ich es nicht, denn meine Füße tragen mich immer weiter zu der Eingangstür, ohne dass ich etwas dagegen tun kann.

Der Page ist fertig mit den Koffern und die Frau ist ihm in das Gebäude gefolgt. Manche Fenster stehen offen, durch sie sind leise Stimmen zu hören. Die Einfahrt wird mit dezenter klassischer Musik bespielt, die aus Lautsprechern kommen muss, die irgendwo gut versteckt angebracht wurden, um den alten Charme des Gebäudes nicht zu zerstören. Es ist, als wäre er noch da, aber dann auch wieder nicht. Ich kann spüren, dass er fehlt.

Wenn ich gleich dieses Gebäude betrete, wird mich nicht Bradley empfangen, der mich in das Besucherzimmer bringt. Bennett wird nicht auftauchen, ich werde nicht in diese blauen Augen sehen, nicht sein vorsichtiges, angedeutetes Lächeln vor mir haben, nicht seine warme Stimme hören.

Plötzlich fühlt es sich so an, als wäre es noch ein paar Grad kühler geworden, als würde der Wind noch ein wenig eisiger

um meine Ohren blasen. Ein einzelner Regentropfen prallt auf meinen Kopf und wenn ich den Blick nach oben Richtung Himmel wende, sehe ich die dunklen Wolken aufziehen, die einen Wechsel des Wetters ankündigen.

Ich eile die wenigen Meter bis zu der opulenten Eingangstür. Bevor ich sie öffnen kann, tut sie es wie durch Zauberhand auf. Der Concierge erscheint mit seinem schwarzen Zylinder und dem Frack mit einem seidnen weißen Streifen am Revers. Er sagt etwas zu mir, aber ich kann ihn nicht hören, meine komplette Aufmerksamkeit liegt auf dem Eingangsbereich, der mir so vertraut ist und gleichzeitig so fremd.

Die großzügige Halle ist einer noblen Hotellobby gewichen. Überall sind Blumen aufgestellt und gepolsterte Sessel laden dazu ein, zu verweilen. Auf der linken Seite befindet sich der große Empfangstresen, der zurzeit mit zwei Mitarbeitern besetzt ist. Einer von ihnen telefoniert und der andere spricht mit der Frau, die ich eben noch aus der Limousine habe aussteigen sehen.

Das ist falsch, das ist so falsch! Es ist *sein* Zuhause. Das ist Bennetts Zuhause. Ich will durch die ganze Lobby schreien, dass sie alle verschwinden sollen, dass sie hier nichts zu suchen haben. Verzweiflung schnürt mir die Luft ab.

Doch dann sehe ich ihn.

Bennett.

Ein großes Ölgemälde auf der linken Seite der Lobby. Er sieht älter aus, als ich ihn in Erinnerung habe. Seine Schläfen sind leicht ergraut und vereinzelte Falten zieren sein Gesicht. Aber er ist es. Seine Augen, sein Mund, seine Nase.

Wie in Zeitlupe gehe ich auf das Gemälde zu.

Meine Augen weit aufgerissen, als würde er verschwinden, wenn ich auch nur einmal blinze. Sein Ausdruck ist starr und nicht einmal der Hauch eines Lächelns ist auf seinem Gesicht zu sehen. An seiner Brust prangen die verschiedenen Orden der Rochesters. Fassungslos bleibe ich davor stehen. Unter dem Gemälde ist eine Plakette angebracht.

*Bennett Wakefield*

*Der 5. Duke of Rochester.*

*Gemalt 1879*

1879 ... Sechszehn Jahre sind zwischen unserer letzten Begegnung und diesem Gemälde vergangen.

»Bennett«, wispere ich leise, doch es ist mehr ein verzweifeltes Schluchzen, das mir über die Lippen kommt.

Langsam hebe ich meine Hand, meine Finger berühren seine Wange, ich fahre die unebenen Konturen des Ölgemäldes ab. Es hat nichts von seiner weichen, warmen Haut, sein Blick nimmt nicht die Sanftheit an, die er immer hatte, wenn er mich ansah, und sein Mund verzieht sich nicht zu diesem leichten Lächeln. Er ist hart und kalt.

Tränen strömen mir über die Wangen. Wie soll ich ihn je vergessen? Wie soll mein Herz je aufhören, ihn zu lieben?

»Miss, bitte entschuldigen Sie, aber es ist leider nicht erlaubt, die Kunstwerke zu berühren«, erklingt die Stimme einer Frau, deren Kommen ich nicht einmal bemerkt habe.

Ausdruckslos sehe ich sie an und ihr Blick wandelt sich in Sorge, als sie die Tränen sieht, die über meine Wange strömen.

»Benötigen Sie Hilfe?«, fragt sie mich erschrocken.

Ich schüttle den Kopf. Mein Finger liegt noch immer auf Bennetts Wange, doch jetzt nehme ich ihn von ihm weg und

sofort will ich wieder schreien. Es ist, als hätte man die kleine Verbindung, die ich zu ihm für diese wenigen Sekunden hatte, erneut gekappt und mich von ihm weggerissen.

»Sind Sie ein Gast hier?«, fragt sie mich weiter und wieder schüttle ich mit dem Kopf.

Ihre Augenbrauen ziehen sich zusammen und sie scheint nicht zu wissen, was sie jetzt mit mir machen soll. Vermutlich will sie mich rauswerfen, aber wird davon zurückgehalten, dass ich wie ein schluchzendes Wrack vor ihr stehe.

»Ich gehe«, würge ich hervor, auch wenn sich alles in mir dagegen sträubt, den letzten Ort zu verlassen, an dem ich Bennett lebend gesehen habe.

Der letzte Ort, an dem wir zusammen waren.

Während ich aus dem Gebäude eile, halte ich die kleine Katze umklammert, die an der Kette um meinen Hals liegt.

Die Katze, von der ich weiß, dass sie seine Worte trägt.

*Du hast mein Herz. B.*



Ich habe keine Ahnung, wie ich von Bennetts Zuhause – ich weigere mich, es ein Hotel zu nennen – hierhergekommen bin. Ich weiß nicht einmal, warum ich mir das antue.

Der graue Grabstein ragt vor mir auf und ich starre ihn an, als könnte ich mit reiner Willenskraft dafür sorgen, dass er verschwindet. Dass er nicht echt ist. Er kann nicht echt sein. Bennett kann dort nicht liegen. Eben war er doch noch da. Ich habe seine Stimme gehört, seine Berührungen gefühlt. Er hat mich gebeten, glücklich zu sein. Aber wie soll ich das

schaffen, wenn er nicht in meinem Leben ist? Er wollte doch, dass ich glücklich bin. Wie kann er da fort sein? Die wunderschönen Blumen, die neben dem Grab wachsen, wirken wie Hohn. Wie kann so etwas Schönes an so einem grauenhaften Ort sein?

»Ich liebe dich«, wispere ich. »Ich liebe dich. Ich liebe dich. Ich liebe dich.«

Meine Worte werden vom Wind davongetragen und vom Regen, der auf den schwarzen Schirm über mir prasselt, verschluckt. Ich sacke auf die Knie, meine Jeans saugt sich mit Feuchtigkeit voll und meine Schuhspitzen vergraben sich im Schlamm. Die nächste Böe reißt mir den Schirm aus der Hand. Er wird über die Gräber hinfort geweht, bis er in einem Baum hängen bleibt. Meine Haare hängen in langen, nassen Strähnen über meine Schulter und ich falle nach vorne auf meine Hände. Das darf nicht wahr sein. Das darf alles nicht wahr sein!

Mein Blick wandert über den Stein und mir fällt auf, dass heute sein Geburtstag ist.

*Geboren am 15.04.1837*

Warum kannte ich bisher seinen Geburtstag nicht? Warum wusste ich nicht, dass er heute Geburtstag hat?

Ich hätte das wissen müssen. Ich hätte es ihn fragen müssen. Ein frustrierter Schrei kommt aus meiner Kehle, als ob das wirklich der Grund wäre, warum ich so aufgelöst bin. Aber es ist leichter, so zu tun, als läge es an so etwas Simplem wie der Unkenntnis über seinen Geburtstag, statt zu akzeptieren, was die Realität ist.

Er ist tot.

*In loving memory of  
Bennett Wakefield  
The Duke of Rochester*

Ich kneife meine Augen zusammen. Nein! NEIN!

Meine Sicht verschwimmt. Ich kann das nicht!

Um es nicht mehr sehen zu müssen, rolle ich mich auf dem nassen, schlammigen Boden zusammen, meine Augen fest geschlossen, während der Regen unerbittlich auf mich niederprasselt. Trotzdem haben sich die alten Buchstaben, die auf dem Stein eingraviert sind, in mein Gedächtnis gebrannt und wollen einfach nicht verschwinden.

Ich habe keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen ist, aber nur mit Mühe schaffe ich es, meine Augen wieder zu öffnen. Mein ganzer Körper zittert und würde ich noch irgendetwas fühlen, außer dem Schmerz in meinem Herzen, wäre es die Kälte, die unter meine nasse Kleidung gekrochen ist. Aber da ist nichts.

Mein Blick landet auf dem Grabstein daneben, erst jetzt registriere ich den Namen.

*Marcia Wakefield  
The Duchess of Rochester*

Marcia ... Lady Marcia Honeycutt. Er hat sie also am Ende doch noch geheiratet.

Auch wenn der Gedanke nur schwer zu ertragen ist, kann ich nur eins denken: Bitte, lass ihn glücklich gewesen sein. Bitte, lass sie ihn geliebt haben, so wie er es verdient hat.

So wie ich ihn hätte lieben sollen.

Nein, so wie ich ihn liebe!

Aber ich hoffe, sie war in der Lage, es ihm zu zeigen, wie ich es nie getan habe, wie er es verdient hätte. Ihm zu zeigen, dass er so viel mehr ist als dieser Titel. Dieser verdammte Titel, dem er sich untergeordnet hat.

Obwohl es mir alles abverlangt, zerre ich mich vom Boden hoch, bis ich vor seinem Grab wieder zum Sitzen komme. Es ist meine letzte Ehre an ihn. Endlich stark genug zu sein und nicht mehr wegzulaufen.

Ich sehe auf sein Grab, sehe seinen Namen, und für einen Moment ist es, als würde er dort sitzen, mir zulächeln, bis die Grübchen in seinen Wangen erscheinen. Er streckt seine Hand zu mir aus und sagt mit sanfter Stimme:

*Komm zu mir, Melody. Bleib bei mir.*

»Ja«, flüsterte ich. »Ja, ich werde immer bei dir bleiben.«





## Kapitel 4

# KEINE SCHWÄCHE ZEIGEN

*Bennett*

Ich habe keine Erinnerungen mehr daran, wie ich zurück zu meinem Haus gekommen bin und auch nicht, wie ich mich aus meinen pitschnassen Klamotten geschält habe. Es ist irgendwann weit nach Mitternacht. Ich habe noch unzählige Gasthäuser abgeklappert, habe jedoch immer die gleiche Antwort erhalten: Sie ist nicht da. Nachdem ich ihnen Geld geboten hatte, haben mich einige in die Irre führen wollen und mir eine Frau präsentiert, die maximal die gleiche Haarfarbe wie Melody hatte. Ich wusste, wie sinnlos dieses Unterfangen war, aber trotzdem habe ich nicht aufgehört. Wie auch, wenn es alles geblieben war, was ich tun konnte?

Den Ritt hierher habe ich wie in einem Nebeltraum verbracht. Vor meinem inneren Auge ist immer wieder Melody aufgetaucht, jedes Mal hat es mich fast zerrissen. Es war keine Lüge, als ich gesagt habe, dass ich nicht weiß, wie ich ohne sie weitermachen soll. Ich ertrage nicht einmal den Gedanken, dass sie weg ist.

Am liebsten will ich alles vergessen, nur für ein paar Minuten wenigstens verdrängen, dass sie nicht mehr bei mir ist. Dass ich nie wieder in diese grünen Augen sehen werde, nie wieder ihre zarten Hände berühren, sie nie wieder im Arm halten, nie wieder ihre Lippen auf meinen spüren, nie wieder ihre Stimme und ihr Lachen hören werde.

Draußen schlägt der Regen noch immer unermüdlich gegen die Fensterscheiben und die Sicht ist so schlecht geworden, dass man kaum noch zwei Meter weit sehen kann. Es ist, als würde auch der Himmel darüber weinen, dass sie fort ist.

Ich presse mir die Fäuste auf die Augen und sinke auf dem Polstersessel in meinem Arbeitszimmer zusammen. Nässe trifft auf meine Haut, und als ich meine Hände wegziehe und vor mir ausbreite, fällt die erste Träne aus meinem Auge auf meine Finger.

Bei diesem Anblick fängt mein Rücken an zu brennen und ich spüre einen stechenden Schmerz an meinem Kopf. Plötzlich bin ich wieder zehn Jahre alt und die Stimme meines Vaters ertönt.

*»Du bist ein Rochester, kein verdammter Schwächling! Hör auf, zu heulen! Du sollst aufhören, habe ich gesagt!«*

*Das Brennen auf meinem Rücken wird stärker und ich zucke zusammen, als sein Gehstock auf mich trifft. Wieder und wieder und wieder. Jedes Mal, wenn mein Körper droht, nachzugeben, zieht er mich gewaltvoll nach oben, hält mich an meinen Haaren fest, bis ich das Gefühl habe, meine Haut würde jede Sekunde von meiner Schädeldecke reißen.*

*Mein von Tränen und Schmerz verhangener Blick geht zu meiner Mutter, die am Fenster steht und nach draußen sieht.*

*»Mutter, bitte hilf mir!«, flehe ich sie an.*

*Doch die einzige Antwort, die ich bekomme, ist der Gehstock meines Vaters. Ich kippe nach vorne. Von dem Schmerz wird mir schwarz vor Augen.*

*Sie zuckt nicht einmal, dreht sich nicht um, bleibt stattdessen unbeteiligt, als würde das alles hier nicht geschehen. Als würde*

nicht gerade ihr Sohn fast von seinem Vater umgebracht werden und sich vor Schmerzen krümmen.

»Was habe ich dir gesagt?«, brüllt mich mein Vater mit hasserfüllter Stimme an. »Ein Rochester zeigt keine Schwäche! Gott, was habe ich getan, um solch einen jämmerlichen Waschlappen als Sohn zu verdienen?«

Ein lauter Schrei kommt aus meiner Kehle, als er mich an meinen Haaren zu sich zerrt. Sein heißer Atem, der nach einer Mischung aus dem Abendessen und Alkohol stinkt, trifft auf mein Gesicht, wobei mich eine Welle von Übelkeit überkommt.

»Sprich mit mir!«, befiehlt er, doch ich bringe kein Wort heraus.

Er packt mich fester an den Haaren und zieht mich Richtung Tür. Ich weiß, wo es jetzt hingeht, es lässt die blanke Angst meinen Nacken hochkriechen. Ich stolpere neben ihm her, er hält meinen Kopf nach unten, sein Griff fest um meine Haare.

Nathan kommt um die Ecke gerannt und schreit unseren Vater an: »Lass ihn los! Lass meinen Bruder los!«

»Geh weg!«, rufe ich ihm verzweifelt zu. »Geh weg, Nathan!«

Tränen treten auch in seine Augen und die nächste Welle der Panik überrollt mich. Doch dieses Mal nicht meinetwegen, sondern wegen meines kleinen Bruders. Er darf nicht weinen, er darf sich unserem Vater nicht widersetzen, sonst wird er ihm das Gleiche antun wie mir. Das könnte ich noch viel weniger ertragen als die Schläge, die noch immer auf meiner Haut brennen. Oder den Gedanken daran, wohin er mich bringt.

Mein Blick wird von dem achtjährigen Jungen weggerissen, als mich mein Vater weiterzieht. Ich kann nur beten, dass Nathan tut, was ich gesagt habe. Irgendwo hinter mir höre ich seine Rufe, die sich jetzt mit der Stimme meiner Mutter vermischen.

*Dann ein Klatschen von Haut gegen Haut. Ich presse die Augen zusammen und wäre fast hingefallen. Sie hat ihn geschlagen. Dieses Geräusch würden wir beide sofort erkennen, das Geräusch, wenn die flache Hand auf unsere Wangen trifft. Es ist so alltäglich für uns, wie es für andere Kinder ist, mit ihrem Spielzeug zu spielen.*

*Nathan sagt nichts mehr. Vielleicht hat unsere Mutter ihn auch weggezogen. Ich wäre ihr dankbar, wenn sie es getan hätte. Denn lieber sie als er. Sie ist grausam, aber nichts geht über die Brutalität unseres Vaters.*

*Den Rest des Weges lasse ich einfach über mich ergehen. Es gibt keinen Grund, dagegen zu kämpfen, denn jeder Kampf bedeutet nur mehr Schmerz.*

*Als wir unten in dem dunklen Keller angekommen sind, steigt mir der muffige Geruch des alten Gemäuers in die Nase und vor meinen Füßen rennt eine Maus, die genauso schnell, wie sie gekommen ist, wieder in der Dunkelheit verschwindet.*

*Mit einem Schwung werde ich in den Raum am Ende des Ganges geschleudert.*

*»Zieh deine Sachen aus.«*

*Ich wehre mich nicht. Es ist immer das Gleiche. Hastig streife ich mir meine Kleidung vom Körper und werfe sie zitternd vor die Tür. Als das letzte Kleidungsstück gefallen ist, knallt sie vor mir zu. Zurück bleibe ich in der undurchdringlichen Dunkelheit des Kellers, die alles verschlingt.*

*Erst als die Schritte meines Vaters langsam verklingen, breche ich auf dem Boden zusammen. Mein Körper krümmt sich, und als ich mich auf den Rücken drehe, genieße ich die Kühle des Bodens, die meine brennende Haut beruhigt. Noch ein letztes Mal*

*lasse ich die Tränen aus meinen Augen strömen, dann wische ich sie energisch weg und setze mich mit einem harten Blick auf, selbst wenn vor mir nur die Dunkelheit herrscht, die mich noch für viele Stunden begleiten wird.*

*Von jetzt an werde ich stark sein, nehme ich mir fest vor. Von jetzt an werde ich nicht mehr weinen. Ich werde meinen Vater stolz machen und ihm zeigen, dass ich ein echter Rochester sein kann. Ein Duke. Ich werde ein Duke sein.*

Von einem dröhnenden Donnerschlag werde ich zurück in die Gegenwart geschleudert. Meine Atmung geht abgehakt, meine Hände zittern und mir ist speübel.

Mit wackligen Beinen gehe ich zum Fenster. Ich brauche ein paar Versuche, bis ich es mit meinen bebenden Fingern geöffnet habe. Als dann endlich die kühle, frische Luft auf mein Gesicht trifft, atme ich tief ein.

Es war das letzte Mal, dass ich geweint habe, dort unten in dem dunklen Keller. Von diesem Zeitpunkt an habe ich die Schläge meiner Eltern mit stoischer Ruhe ertragen. Jedes Anzeichen von Schwäche hat alles nur schlimmer gemacht. Dennoch war ich nie genug. Ich war noch immer zu schwach, zu nett, hatte die falschen Interessen oder habe einfach nur die falschen Dinge gesagt. Wie ich es auch versucht habe, ich war nicht dazu in der Lage, auch nur den Funken von Stolz in ihnen hervorzurufen. Ich war die permanente Enttäuschung, die sie zu einem Erben heranerziehen mussten, den sie stets als unwürdig empfunden haben. Vermutlich hätten sie mich umgebracht, hätten sie Nathan nicht für genauso unfähig gehalten.

Der Regen peitscht gegen mein Gesicht, das ich aus dem Fenster strecke, und wäscht damit die Tränen der letzten Mi-

nuten hinfort. Auch alle neuen Tränen, die nachkommen, werden fortgewaschen, als hätten sie nie existiert.

Genau wie Melody und ich. Sie ist weg und damit sämtliche Existenz dessen, was wir hatten.

Die Stimme meines Vaters will wieder hervorkommen, doch dieses Mal schaffe ich es, sie wegzudrängen. Vor fünfzehn Jahren habe ich mir verboten, jemals wieder zu weinen. Damals aus Furcht vor den Schlägen und den endlosen Stunden in dem dunklen Kerker. Doch keine Schläge dieser Welt könnten je so wehtun wie der Schmerz, sie verloren zu haben. Kein Kerker könnte je so finster sein wie die Dunkelheit, die ich in einem Leben ohne sie empfinde.



Auch eine Stunde später hat der Regen nicht aufgehört. Der Kragen meines Hemdes ist noch feucht von dem Regen, der mir am Fenster ins Gesicht gepeitscht ist, und mein Gehrock liegt irgendwo zerknäult in der Ecke. Ich sitze seit einer halben Ewigkeit in dem Sessel und starre aus dem Fenster, durch das doch nichts zu sehen ist. Das Gewitter hat zwar nachgelassen und ist zu einem leisen Grollen im Hintergrund geworden, doch der Regen fällt noch immer unerbittlich in Strömen vom Himmel. Ganz sicher sind die Straßen mittlerweile überflutet und die ersten Keller stehen unter Wasser. Wenn es so weitergeht, wird auch die Themse bald über ihre Ufer treten.

Meine Taschenuhr liegt geöffnet auf meinem linken Oberschenkel und zeigt an, dass es kurz vor fünf ist. Wir sollten jetzt zusammen sein. Diese Zeit sollte noch uns gehören.

Zum wiederholten Mal schwenke ich den Scotch in dem Glas in meiner Hand und führe ihn zu meinem Mund, nur um ihn, ohne etwas zu trinken, wieder sinken zu lassen. Wie gerne würde ich all das betäuben, es nicht mehr spüren und sich die dumpfe Gleichgültigkeit des Alkoholes über mich legen lassen. Doch leider ist sie doch nur eine Illusion. Ich glaube nicht, dass irgendein Getränk der Welt stark genug sein kann, um diesen Schmerz zu betäuben.

Ich benetze meine Lippen damit, lecke mit meiner Zunge darüber und schmecke den malzigen Geschmack in meinem Mund. Meinen Kopf lehne ich zurück gegen die Lehne des Sessels. Er sinkt in die weichen Polster und ich starre nur vor mich hin. Als ich letztes Jahr im Sommer schon einmal dachte, sie verloren zu haben, nachdem sie meinen Heiratsantrag abgelehnt hat, war das nichts gegen das, was ich heute empfinde.

Vielleicht weil es damals nicht so endgültig war. Sie hat zwar Nein gesagt, aber war noch greifbar. Oder vielleicht auch, weil in der Zwischenzeit so viel geschehen ist. Damals kannte ich noch nicht ihre wahre Geschichte, wir hatten erst wenig Zeit miteinander verbracht und meine Gefühle für sie waren zwar bereits da, aber sie sind über das Jahr immer weiter angewachsen. Ich habe sie damals geliebt, aber heute ... heute fühlt es sich nach mehr an, ist allumfassend.

Man sagt, die Zeit heilt alle Wunden, aber nicht diese.

Dieses Mal nehme ich doch einen tiefen Schluck von dem Scotch. Lasse ihn langsam meine Kehle hinunterrinnen und werfe das Glas dann mit Schwung in den Kamin, wo es in Tausende Teile zerspringt. Das Feuer lodert wild auf und gibt

laute Knackgeräusche von sich, bevor es sich langsam wieder beruhigt und zwischen den Scheiten vor sich hin tanzt.

Erschöpft reibe ich mir mit den Händen über das Gesicht.

Ich dachte, wir hätten noch diesen Tag. Diese Stunden, bevor wir uns nie wiedersehen werden. Ein Teil von mir ist wütend auf sie, dass sie uns diese Stunden genommen hat. Dass sie mir nicht wenigstens einen kleinen Vertrauensvorschuss gegeben hat und es mich erklären ließ.

Ich würde gerade alles dafür geben, noch einmal ihre Hand ergreifen zu können, noch einmal in ihre grünen Augen zu sehen und noch ein letztes Mal ihre Stimme zu hören. Alles! Denn nichts anderes scheint mehr eine Bedeutung zu haben.

Ächzend stehe ich auf und gehe zu meinem Schreibtisch aus dunklem Mahagoniholz. Als ich die mittlere Schublade aufziehe, kommen mir Briefe und Notizen von Melody entgegen. Ich habe alles aufgehoben und hier feinsäuberlich verstaut, war mir doch stets bewusst, dass mir nicht viel mehr als Erinnerungen bleiben würden.

Wahllos ziehe ich einen Brief hervor und falte ihn auf. Es ist ausgerechnet derjenige, den sie mir damals nachts geschrieben hat, kurz nach unserem ersten Kuss.

*Lieber Bennett,*

*ich danke dir, dass du Lord Hemsby zu meiner Unterstützung geschickt hast. Allerdings wollte ich dir mitteilen, dass das nicht nötig ist. Ich kann für mich sorgen und mich selbst verteidigen. Vielleicht hat das nicht immer so auf dich gewirkt, aber ich komme schon für eine lange Zeit allein zurecht. Es hat sich nie jemand um mich gekümmert.*

*Vielleicht wird es dich freuen, zu hören, dass wir heute nicht mehr das Hauptgesprächsthema waren. Rose hat sich mit Lord Sudbury verlobt und alle haben darüber gesprochen. ~~Ich bin nicht froh darüber, da ich Sorge habe, dass Rose ihn nicht aus Liebe heiratet.~~ Es war eine Überraschung.*

*Ich wollte dich noch eine Sache fragen. Da ich nicht sicher bin, ob ich es mich traue, wenn du vor mir stehst, mache ich es auf diesem Weg. Bereust du, was gestern Abend zwischen uns geschehen ist? Ich wollte dich nur wissen lassen, dass, wenn es so ist, du es mir sagen kannst. Ich werde nicht böse auf dich sein und ich möchte nicht, dass die Dinge zwischen uns seltsam werden. Wie auch immer, kannst du es mir mitteilen.*

*In Liebe, Melody*

Obschon ich genau weiß, was in dem Brief steht, fällt es mir doch wieder schwer, ihre Worte zu entziffern. Sie ist über die Zeit so viel besser geworden und es wurde immer leichter, ihren Nachrichten zu folgen. Aber damals war ihre Schrift noch das reine Durcheinander, was zusätzlich dem Alkohol geschuldet sein könnte, den sie an dem Abend etwas zu übermäßig konsumiert hat.

Erneut treten Tränen in meine Augen. Mit aller Kraft will ich sie zurückkämpfen, weil es das ist, was ich gelernt habe. Selbst wenn es hier keine Zuschauer gibt und mein Vater mir schon lange nichts mehr antun kann, bin ich nicht in der Lage, bei diesem Gefühl etwas anderes als Panik zu empfinden.

Es ist schon genug, ertragen zu müssen, dass ich Melody verloren habe, ich kann nicht noch zusätzlich gegen die Dämonen aus meiner Vergangenheit kämpfen. Denn es hat nie aufgehört. Die Strafen, die Demütigung, manchmal frage ich

mich, ob die Schläge nicht doch noch die harmloseren Erlebnisse meiner Kindheit und Jugend waren, denn was dann folgte, hat mich endgültig zerbrochen.

Während Nathan und Gabriel von den Schlägen und dem Keller wissen, habe ich die anderen Dinge tief in mir verschlossen und nie einer Menschenseele erzählt.

Ich dränge die Bilder zurück, die wieder an die Oberfläche gekommen sind, und greife nach der Flasche Scotch. Den Brief lasse ich auf meinen Schreibtisch segeln.

Das alles ist zu einem unerträglichen Gemisch geworden, meine Vergangenheit, der Verlust von der Frau, die ich über alles liebe, dass ich nur noch vergessen will. Ich ertrage es nicht mehr – und wenn mir der Alkohol hilft, auch nur diese Nacht zu überstehen, dann werde ich ihn willkommen heißen.

Hinzu kommt immer wieder der eine Gedanke: Was wäre gewesen, wenn ich früher gekommen wäre? Was wäre gewesen, wenn ich noch einmal mit ihr hätte sprechen können? Hätte es etwas gegeben, was an all dem hier etwas geändert hätte? Hätte es etwas geändert, wenn ich zum ersten Mal in meinem Leben meine kompletten Gefühle offengelegt hätte?

Ich schließe die Augen und eine einzelne Träne, die ich nicht verhindern konnte, läuft über meine Wange.

Stets wollte ich, dass sie glücklich ist. Von daher sollte ich froh sein, dass sie an einen Ort zurückkehrt, an dem sie das hoffentlich sein kann. Sie hat es mir gestern versprochen, dass sie glücklich sein wird. Sie hat es mir versprochen.

»Und wehe, Melody, wenn du das nicht halten wirst!«





## Kapitel 5

# ZEIT IST RELATIV

*Melody*

Nach Luft schnappend fahre ich hoch. Etwas hat sich um meine Beine verfangen und ich stramble wie wild dagegen. Sofort beschleunigt sich mein Herzschlag. Ein Quietschen entweicht mir und meine Augen sind weit aufgerissen. Um mich herum ist es dunkel und ich kann nicht sehen, wo ich bin. Immer wieder trete ich gegen das an, was mich festhält. Ich kann mich nicht bewegen. Warum kann ich mich nicht bewegen?

Panisch schnappe ich nach Luft und der Druck auf meiner Brust nimmt zu, da löst sich der Knoten um meine Beine. Ich kralle meine zitternden Finger neben mir in das Bettlaken. Nur die Decke ... es war nur die Decke. Trotzdem will mein Herz nicht aufhören, zu rasen.

Und dann sitze ich einfach nur da. Ich habe keinerlei Zeitgefühl, kann nicht sagen, wie spät es ist. Ich weiß nur, dass es Nacht sein muss.

Bilder kehren in meinen Kopf zurück, die ich gerne vergessen würde. Bilder von einem Haus, das kein Zuhause mehr ist, sondern ein Hotel. Und von einem Grabstein.

Ich presse mir die Hand auf den Bauch und schließe die Augen. Tief atme ich ein und aus. Aber die Panik will nicht verschwinden und schnürt meine Brust zu. Es war Bennetts Grab, das ich gesehen habe. Es war sein Haus, das nicht mehr seines ist.

Wie gern würde ich es vergessen und nie wieder daran denken. Aber die Bilder sind wie eingebrannt in meinem Gehirn. Ein Brandmal, so frisch, als würde das glühende Eisen noch immer darauf gepresst werden.

Meine langen Haare fallen mir ins Gesicht und streifen dabei meine Lippen. Ich nehme meinen Zeigefinger und fahre über genau die Stelle.

»Bennett«, wispere ich in die Stille des Raumes und eine einsame Träne läuft mir über die Wange, bis sie an meinem Kiefer hängen bleibt.

Meine Finger tasten zu dem Anhänger, der an einer Kette um meinen Hals liegt. Ich schiebe meinen Fingernagel in den Spalt, damit er aufklappt, und fahre über die Gravur.

*Du hast mein Herz. B.*

Ein kleines Lächeln hebt meine Mundwinkel. Mein Herz gehört ihm. Unwiderruflich und für immer. Was auch passiert, meine Liebe für ihn wird Bestand haben.

Langsam stehe ich auf. In der Dunkelheit des Raumes kann ich nicht viel erkennen, daher komme ich nur langsam voran. Ich tapse zum Fenster, durch das der Mond zu mir scheint, und öffne es. Es ist kaum zu glauben, dass noch vor einigen Stunden ein wilder Sturm getobt hat, denn jetzt wirkt alles friedlich. Es scheint, als würde ich allein auf dieser Welt existieren.

Tief atme ich ein und lasse die Luft in meine Lunge strömen. Vor genau einem Jahr, an diesem Tag, wurde meine Welt auf den Kopf gestellt. Nichts war mehr, wie ich es kannte. Jetzt ist es ein zweites Mal geschehen.

Ich wünschte, ich könnte meinen Vater fragen, was ihn zu der Entscheidung getrieben hat, in der Vergangenheit zu blei-

ben, weshalb er dafür seine Tochter zurückgelassen hat. Ich wünschte, ich könnte ihn noch einmal sehen und ihm sagen, wie sehr er mir fehlt, ihn fragen, ob auch ich ihm fehle, ob ihm die Entscheidung leichtgefallen ist oder ob er gezögert hat.

Aber das ist unmöglich. Er ist tot. In beiden Zeiten.

Nicht nur seine Taten schmerzen, sondern auch, dass mich Agnes und Edwin für ein Jahr im Unklaren gelassen haben, wer sie wirklich sind. Agnes ist meine Schwester. Eine Schwester, die ich nicht haben durfte. Da ist dieser Teil in mir, der sich einfach vor allem verschließen will, der sich wünscht, ich hätte dieses Gespräch nie mitbekommen. Ich hätte einfach nie erfahren, dass mehr hinter unserer Verbindung steckt. Zumindest müsste ich dann nicht damit leben, dass mir mein Vater nicht durch einen Unfall entrissen wurde, sondern durch seine eigene Entscheidung.

Der Wind, der von draußen durch das Fenster kommt, treibt Frische ins Zimmer. Vielleicht ist es auch nicht die Luft in diesem Raum, die mich zum Ersticken bringt, sondern meine Gedanken.

Ein lautes Kreischen ertönt und ich zucke zusammen. Es folgt ein Fauchen und irgendetwas fällt klappernd zu Boden. Ich kann die Katzen nicht sehen, aber ihre Kampfgeräusche durchbrechen die Stille der Nacht und jagen mir einen Schauer über den Rücken.

Der Raum, in dem ich mich eben noch sicher gefühlt habe, ist es plötzlich nicht mehr. Stattdessen fühle ich mich schutzlos und allein – meinen Gedanken ausgeliefert. Um wenigstens nicht mehr über meinen Vater und die Cottenhams nachgrübeln zu müssen, rette ich mich in meine Gedanken an Bennett.

Damit ging alles los. Das Papier mit seinem Namen, das ich gefunden habe, für das ich nie eine Erklärung bekommen habe, weil es dazu nicht kam, aber ich sie dann auch nicht mehr gebraucht habe. Ich weiß, dass ich ihm vertrauen kann. Wenn auch sonst niemandem, ihm schon.

Es ist mir egal, ob das rational ist oder ob man mich dafür vielleicht als naiv bezeichnen würde.

Der Schock mag mich im ersten Moment nicht klar sehen lassen haben, aber als der erst einmal verraucht war, ich mich in die Stille des Zimmers in dem Gasthaus zurückgezogen hatte, wurde mir klar, was ich gesehen habe. Der Duke of Rochester, aber nicht der 5. Duke, sondern sein Vater.

Ich weiß nicht, ob Bennett weiß, dass sein Vater im Rat war, er hat es mir zumindest nie gesagt. Doch wäre es ihm bekannt gewesen, hätte er auch von den Zeitreisen Kenntnis haben müssen. Außerdem hätten mich Agnes und Edwin nicht so ins offene Messer laufen lassen. Sie mögen mir das mit meinem Vater verheimlicht haben, aber sie hätten mich nicht dem Duke ausgeliefert, wenn er Teil des Rates wäre. So viel zumindest muss ich glauben.

Ich sehe zum Himmel und warte darauf, ob sich irgendwo bereits abzeichnet, dass die Morgenröte einsetzt und der Tag beginnt, aber ich sehe nur Schwärze.

Erst war ich froh, hier zu sein, für ein paar Stunden verarbeiten zu können, was ich erfahren hatte, ohne zu einem Gespräch gezwungen worden zu sein. Irgendwann bin ich eingeschlafen und in einen Traum geschleudert worden, der mich noch jetzt erzittern lässt und mir die Luft zum Atmen abschnürt. Niemals will ich, dass er zu meiner Realität wird.

Niemals will ich erleben, wie eine Welt ohne Bennett aussieht.

Das schlechte Gewissen trifft mich. Ich hoffe, die Cottens haben ihm gesagt, was geschehen ist, sodass er versteht, dass ich nicht in diesem Haus sein konnte. Sobald der Morgen einsetzt, werde ich zu ihm gehen. Ich wünschte, ich könnte es jetzt tun, aber das ist schwierig, wenn man kaum die eigene Hand vor Augen sieht. Ich bin mir nicht einmal ganz sicher, wo ich gelandet bin. Erst bin ich gerannt, bis meine Lungen geschrien haben. Dann bin ich gelaufen, gelaufen und gelaufen, bis ich vor einem Gasthaus stehen geblieben bin.

Anders als vor einem Jahr hat man mich in diesem Gasthaus nicht weggeschickt, sondern mir für einen gewissen Aufpreis ein Zimmer gegeben und Schweigen über meinen Aufenthalt versprochen.

Es hat sicherlich auch geholfen, dass die Gegend besser ist als damals und mein ganzer Aufzug mich eindeutig als jemanden ausgezeichnet hat, der aus den besseren Schichten der Gesellschaft kommt. Das wiederum hat Geld versprochen, das man sich nicht hat entgehen lassen.

Wieder fahre ich mit meinen Fingern über den Anhänger. Noch nie in meinem Leben habe ich ein schöneres Geschenk bekommen, eines, das mir mehr bedeutet hat.

Zumindest kein Materielles.

Denn Bennett hat mir viele Geschenke gemacht. Damit begonnen, dass er im vergangenen Jahr immer für mich da war. Ich hatte solche Angst, dass er mich irgendwann verlassen wird, dabei hat er ununterbrochen bewiesen, wie uner-

schütterlich er an meiner Seite steht. Selbst dann noch, als ich versucht habe, ihn von mir zu stoßen. Nicht, dass mir das besonders gut gelungen wäre. Schon vor vielen Monaten hätte mir klar sein müssen, dass es nur eine Entscheidung für mich geben kann – hier zu bleiben, wo er ist.

So gerne ich einfach nach draußen stürmen würde, bleibt mir jetzt nichts anderes, als zu warten, bis der Morgen des Tages anbricht, an dem ich mal zurückkehren wollte.



Albert Einstein muss zwar erst noch geboren werden, aber seine Relativitätstheorie hat definitiv schon Bestand. Zeit ist relativ. Das habe ich schmerzlich zu spüren bekommen. Ich habe keine Ahnung, wie viele Stunden es wirklich waren, vor kam es mir eher wie Tage. Jetzt setzt draußen tatsächlich die Helligkeit ein. Der Himmel hat von einem tiefen Schwarz zu einem dunkleren Grau gewechselt.

Nun besteht meine Herausforderung noch darin, den Weg zurück nach Mayfair zu finden.

Außer meinem Umhang, den ich an dem Kamin in der Ecke getrocknet habe, habe ich kein Gepäck, daher brauche ich auch nicht lange, bis ich fertig angezogen vor der Tür stehe und sie öffne.

Ich treffe auf einen düsteren Flur, von dem allerlei Türen wie meine abgehen, hinter denen sich weitere Gäste verbergen. Der marode Dielenboden gibt bei jedem Schritt ein so lautes Knarzen von sich, dass ich befürchte, das halbe Gasthaus zu wecken.

Jeden Moment erwarte ich, dass sich eine der Türen öffnet und ein wütender Gast vor mir steht, weil ich ihn geweckt habe. Zum Glück komme ich ohne einen solchen Zwischenfall unten im Gastraum an, in dem aktuell nur zwei Tische besetzt sind. Die zwei Männer haben jeweils eine Schüssel Porridge vor sich stehen, das sie schweigend löffeln.

»Miss«, taucht der Wirt mit seiner kratzenden, rauen Stimme neben mir auf. »Hier war heute Nacht einer, der dich gesucht hat. Hat mir 'ne ganze Menge Geld geboten.«

Ich wirble zu ihm herum. »Wer?«

Er trägt eine dreckige Schürze, die wohl irgendwann einmal weiß gewesen ist, daran reibt er das Messer ab, das er in der Hand hält. Angewidert verziehe ich das Gesicht, da er damit vermutlich gleich wieder Essen schneiden wird, und hebe schnell den Blick zu seinem ausgemergelten Gesicht. Er hat kaum noch Haare, was seine abstehenden Ohren betont.

»So en piekfeiner Pinsel.«

Die einzigen zwei, von denen ich mir vorstellen könnte, dass sie mich gesucht haben, sind Bennett oder Edwin. Beim Gedanken an Bennett schlägt mein Herz direkt wieder schneller.

»Wie sah er aus?«

Der Wirt kneift misstrauisch die Augen zusammen. »Sach mal, du hast doch nichts angestellt, oder?«

»Was? Nein! Selbstverständlich nicht. Ich bin bloß in den Regen gekommen, wie ich gestern bereits erwähnte.«

Er glaubt mir nicht. Umso mehr wundert es mich, dass er meinen Aufenthaltsort nicht verraten hat.

»Mhm, ich will kein Ärger hier haben, also sieh zu, dass du Land gewinnst.«

Normalerweise würde ich mich jetzt über seine Art ärgern, aber da ich sowieso nicht vorhabe, mich hier länger als nötig aufzuhalten, schlucke ich jegliche bissige Erwiderung, die mir auf der Zunge liegt, hinunter.

»Gibt es in der Nähe eine Droschke?«

»Da wirste schon selbst nachsehen müssen.«

Gerade so kann ich ein Augenrollen unterdrücken.

Wie nett ...

»Gut, dann werde ich das wohl tun«, erwidere ich und alles, was mich davon abhält, dass mein Ton nicht total genervt klingt, ist, dass jeglicher Ärger meinen Aufenthalt hier nur verlängert und die Zeit hinauszögert, bis ich bei Bennett bin.

Vor dem Gasthaus ziehe ich mir die Kapuze meines Umhangs hoch und verdecke so mein Gesicht. Ich sehe zum Himmel und ein Tropfen landet direkt auf meiner Nasenspitze. Ich ziehe sie kraus und eile die Straße entlang. Eine Droschke ist weit und breit nicht zu sehen, aber ich kann mich noch vage erinnern, dass ich aus dieser Richtung gekommen bin.

Während ich weiterhaste, höre ich Schritte hinter mir. Doch als ich mich umdrehe, ist dort niemand. Irritiert ziehe ich die Brauen zusammen. Trotzdem lässt mich das Gefühl nicht los, dass ich beobachtet werde.



# Kapitel 6

## FREUNDSCHAFTSDIENST

*Bennett*



*B*ennett!«, ruft mich Gabriel, der zu mir aufschließt.  
»Warte.«

»Ich kann nicht warten.«

»Wirst du mir dann wenigstens sagen, was los ist?«

»Ich muss Melody finden.«

»So viel habe ich verstanden.«

»Der Rest ist unwichtig.«

»Klingt für mich nicht unwichtig, wenn es dazu geführt hat, dass sie weggelaufen ist.«

Nach meiner erfolglosen Suche und der Zeit in meinem Haus, die nur dazu geführt hat, dass mich meine Panik viel zu laut angeschrien hat, bin ich zu Gabriel gegangen. Man kann nicht sagen, dass sein Butler begeistert war, dass er ihn aus dem Bett werfen sollte, aber Gabriel wusste sofort, dass ich das niemals tun würde, wäre es nicht von außerordentlicher Wichtigkeit. Es ist mir unmöglich, ihm die Wahrheit zu erzählen, aber er ist die einzige Person in London, die mir noch geblieben ist, nachdem mich die Einsamkeit in meinem Haus erdrückt hat.

»Es gab einen großen Streit.«

»Ihr habt euch gestritten?«

»Nein, sie ist mit den Cottenhams in Streit geraten, aber dabei hat sie etwas, was mich angeht, auch missinterpretiert, also läuft sie in gewisser Weise auch vor mir davon.«

Gabriel packt mich am Arm, als ich gerade wieder auf mein Pferd Flint steigen will. »Wahllos die Stadt abzureiten, wird zu nichts führen.«

»Herumzusitzen auch nicht. So habe ich wenigstens irgendeine Chance.«

»Ich sage auch nicht, dass du herumsitzen sollst, aber wir sollten wenigstens fünf Minuten darüber nachdenken, wo sie sein könnte, und diese Orte gezielt anreiten.«

Er hat recht.

Aber es zerreißt mich, wenn ich nicht das Gefühl habe, dass ich aktiv etwas mache, um sie zu finden.

Wenn sie überhaupt noch hier ist ...

Diesen Gedanken verdränge ich geschwind wieder. Ich habe beschlossen, erst aufzugeben, wenn der letzte Glockenschlag verklungen ist. Bis dahin will ich nicht einmal daran denken, dass sie schon nicht mehr da sein könnte. Oder noch schlimmer, dass ihr etwas zugestoßen ist.

Gabriel seufzt. »Würdest du bitte wenigstens so lange warten, bis der Stallbursche mein Pferd gesattelt hat?«

Ich sehe zu meinem besten Freund. Seinen dunklen Haaren sieht man an, dass er ziemlich unsanft aus dem Bett geworfen wurde und sich gerade mal die Zeit genommen hat, sich anzukleiden. Sie stehen wild von seinem Kopf ab. Der Schock über mein Auftauchen hat aber zumindest dafür gesorgt, dass er im Gesicht hellwach aussieht.

Zerknirscht schaue ich ihn an. »Verzeih, dass ich dich zu solch früher Stunde überfallen habe.«

Während wir auf sein Pferd warten, muss ich mich zusammenreißen, nicht unruhig auf und ab zu laufen.

»Ich bin froh, dass du endlich verstanden hast, dass du die ganze Welt nicht allein auf deinen Schultern tragen musst. Wir finden sie, Bennett.«

Es war nicht leicht für mich, zu Gabriel zu gehen. Aber wenn ich ehrlich zu mir selbst bin, habe ich ihn mehr gebraucht als meinen Stolz, der mir sagt, dass ich mich zusammenreißen soll.

»Ich muss sie finden.«

»Was auch immer vorgefallen ist, sie wird wieder auftauchen. Wir suchen sie, aber früher oder später wird sie von selbst nach Hause kommen. Sie kann schließlich nicht ewig dort draußen bleiben.«

Geschwind drehe ich mein Gesicht von Gabriel weg, damit er nicht den bitteren Zug um meinen Mund sieht. Ja, sie wird früher oder später nach Hause kommen – nur nicht in dieses.

Der Stallbursche kommt mit dem prächtigen schwarzen Hengst um die Ecke und hält ihn noch so lange fest, bis Gabriel aufgestiegen ist.

Ich treibe Flint an, der sofort lostrabt. Hinter mir höre ich die Hufe von Gabriels Pferd Rook. Innerhalb weniger Sekunden hat er zu mir aufgeschlossen und reitet jetzt neben mir. Es ist noch still hier draußen. Auch wir schweigen. Lediglich das Geräusch der Hufe, die auf die Straße schlagen, ist zu vernehmen.

Wir reiten auf eine Kreuzung zu, an der ich mich entscheiden muss, in welcher Richtung ich nach Melody suchen will. Jede Abbiegung, die ich nehme, könnte darüber bestimmen, ob ich sie noch einmal wiedersehe oder nicht. Eine tonnenschwere Last auf meinen Schultern.

Ich bin kein Mensch, dem es schwerfällt, Entscheidungen zu treffen. Jeden Tag tue ich es. Über meine Ländereien, die Menschen, die dort leben, oder politische Veränderungen. Ich sehe mir die Faktenlage an, wiege sie ab und dann beschließe ich. Dinge, die häufig Auswirkung auf viele Menschen haben. Doch plötzlich scheint so etwas Einfaches, welche Abbiegung ich an der nächsten Kreuzung nehme, unmöglich geworden zu sein.

In den Stunden, nachdem ich gehört habe, was sich zuge-  
tragen hat, habe ich bereits die Gegend Richtung Osten abge-  
klappert. Ich bin, so weit es nur ging, an die berüchtigten  
Slums herangeritten und habe gebetet, dass Melody dort  
nicht hineingegangen ist.

Könnte es sein, dass ich sie einfach übersehen habe? Es ist  
unmöglich, wirklich jede Straße abzusuchen. Selbst mithilfe  
all der Bediensteten, die Lord Cottenham und ich losge-  
schickt haben. Es könnte also Sinn machen, noch einmal die-  
se Richtung einzuschlagen. Aber sie könnte auch in eine ganz  
andere gegangen sein. Vielleicht war es unbeabsichtigt von ihr  
und sie hat sich schlicht und ergreifend verlaufen.

»Nach links«, rufe ich Gabriel zu. Ich versuche es mit einer  
anderen Himmelsrichtung.

Wir lenken unsere Pferde in die Straße. Ich drehe mich  
noch einmal um. Mein Haus ist noch schemenhaft in der Fer-  
ne zu sehen, aber verschwindet jetzt vollkommen. Der Him-  
mel ist blutrot und mit meiner ganzen Grundstimmung fühlt  
er sich bedrohlich an.

»Weiß sie es?« Fragend sehe ich zu Gabriel rüber. »Was du  
für sie fühlst.«

Ich schlucke schwer. »Ja.«

»Du hast ihr gesagt, dass du sie liebst?«

»Nicht ... nicht so. Aber sie weiß es.«

»Bennett ...« Ich warte darauf, dass er noch etwas sagen wird, aber er bleibt still. Er sieht nur nach vorne auf die Straße, über die einige Meter vor uns gerade zwei Männer eilen.

Ein schweres Seufzen entfährt mir. »Das ist nicht das Problem.«

»Ich bin ehrlich, Bennett. So ganz habe ich nie durchblickt, was das zwischen euch ist. So wie sie dich ansieht, bin ich mir sicher, dass sie dich liebt. Und du liebst sie. Warum heiratet ihr nicht?«

»Sie will dieses Leben nicht, Gabriel. Das muss ich akzeptieren.«

»Das sagtest du bereits. Ich verstehe bloß nicht ... Würde es sich für sie wirklich so stark von ihrem jetzigen Leben unterscheiden?«

»Das vielleicht nicht. Aber wie du weißt, hasst sie das. Deshalb geht sie zurück nach Cornwall.«

»War das der Grund für den Streit?«

»Nein. Das Zerwürfnis zwischen ihr und den Cottenhams hatte andere Gründe. Ich verstehe, warum sie aufgebracht ist. Sie hat jedes Recht dazu. Es ist alles sehr unglücklich gelaufen.«

»Ich werde das Gefühl nicht los, dass ich hier nur die halbe Geschichte kenne, aber lass mich trotzdem noch eines dazu sagen: Du hast irgendwann mal für dich beschlossen, dass du nichts anderes als der Duke sein kannst. Aber nur weil du keine andere Zukunft für dich dort draußen siehst, heißt es nicht, dass sie nicht existieren kann. Wenn du mich

fragst, hast du sie vor der Nase. Es könnte sich lohnen, dafür zu kämpfen.«

Mit jedem Wort seitens Gabriel scheint sich der Griff um mein Herz zu verfestigen und es zu zerquetschen. Eine kühle Böe bläst mir ins Gesicht und ich erschauere. Doch ich bin nicht sicher, ob wirklich der Wind der Grund dafür ist.

»Ich habe gekämpft.«

Mehrfach bin ich über meinen Schatten gesprungen, habe sie angefleht, habe alles möglich gemacht, um bei ihr zu sein. Ich habe gekämpft, aber es war nie genug. Wenn ich sie finde, werde ich sie noch einmal fragen, ob sie meine Frau wird, und ihr versprechen, alles in meiner Machtstehende zu tun, damit sie glücklich wird. Bloß weiß ich, dass es nichts ändern wird.

Aber verdammt sei mein Stolz. Sie kann ihn haben.

»Nun«, erwidert Gabriel, »es ist ihr Verlust. Und vielleicht ist es gut so, Bennett.«

Mein Blick schießt zu ihm. »Was soll daran gut sein? Nichts daran ist gut!«

»Das, was du bereit bist, für sie zu tun ... Würde sie das auch für dich tun? Denn für mich klingt das nicht so.«

»Sie würde ... Du kennst sie nicht!«, fahre ich Gabriel an.

Ich höre, wie er laut seufzt. »Entschuldige, Bennett. Verstehe mich nicht falsch, ich mag Lady Melody. Ich habe sie immer für eine ausgezeichnete Wahl für dich gehalten. Wir beide wissen, wie es ist, Teil einer lieblosen Familie zu sein. Es ist unsere Realität. Vielleicht verstehe ich deshalb nicht, wie ihr das nicht gut genug sein kann.«

Ich kann ihm nicht die Wahrheit sagen, nicht erklären, dass an Melodys Entscheidung so viel mehr hängt. Doch wenn-

gleich ich die ganze Geschichte kenne, kann ich nicht verhindern, wie die Bitterkeit in mir einsackt bei seinen Worten.

»Lass sie uns finden, dann kämpfe ich mit allem, was mir zur Verfügung steht.«



Wir haben bereits drei weitere Gasthäuser abgeklappert, jedoch ohne Erfolg. Gerade stehen wir vor dem vierten. Der fehlende Schlaf sollte mir langsam zusetzen, aber ich bin viel zu aufgewühlt, um so etwas wie Müdigkeit zu empfinden.

Mittlerweile ist die Sonne komplett aufgegangen, und obwohl sie immer wieder von Wolken verdeckt wird, strahlt sie in diesem Moment in unsere Gesichter.

Das Schild mit dem Namen des Gasthauses gibt ein quiet-schendes Geräusch von sich, sobald es vom Wind getroffen wird. Ich betrete den Gasträum, in dem reges Treiben herrscht. Viele der Gäste sind beim Frühstück, aber es gibt auch einige, die bereits ihr erstes Bier vor sich stehen haben. Der Wirt ist ein ausgemergelter Mann mit Glatze. Gabriel folgt mir und bleibt neben mir stehen, als ich am Tresen Halt mache.

Der Wirt sieht auf und ein überraschter Ausdruck erscheint in seinen Augen, als er uns sieht.

»Mylords!«, bringt er hervor.

»Ich bin auf der Suche nach einer jungen Frau. Sie hat braune Haare, grüne Augen und ist Anfang zwanzig.«

»Eine junge Frau?«

»Ja, haben Sie sie gesehen?«

Mehr zu sich selbst murmelt er: »Ich wusste doch, dass sie etwas angestellt hat.«

Sofort spanne ich mich an. »Wo ist sie?«

»Ist nicht mehr hier.«

»Seit wann?«

»Hat hier übernachtet und ist in den frühen Morgenstunden verschwunden. Ich schwör's. Hätt' ich gewusst, dass sie was angestellt hat, hätt' ich sie –«

Genervt über sein Gerede unterbreche ich ihn: »Hat sie gesagt, wohin sie will?«

»Wollte eine Droschke. Hab ihr gesagt, dass sie sich die schon selbst besorgen muss.«

Der Wirt fängt sich einen finsternen Blick meinerseits ein und zuckt daraufhin zusammen.

»Lass uns gehen«, sage ich an Gabriel gewandt.

Der nickt und folgt mir. Draußen schwingen wir uns wieder auf unsere Pferde.

»Wir sollten uns aufteilen. Sie war hier, vielleicht ist sie noch irgendwo in der Nähe.«

»Ich reite gen Süden«, erwidert Gabriel zustimmend. »Wir treffen uns bei deinem Anwesen.«

Abwesend nicke ich und treibe Flint an. Man spürt, dass er müde ist, ich werde ihn vermutlich bald tauschen müssen.

»Es tut mir leid, Junge. Aber wir müssen sie finden.«

